



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zolas Kriegsroman La Débâcle

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Vorsicht bei Beantwortung der Frage, in welchem Maße das bedenkliche Heilmittel dem volkswirtschaftlichen Körper zugeführt werden solle. Die Kammermehrheit kümmerte sich nicht um diese Abmahnungen und Warnungen und machte bis zum 14. Juli 1887 einen schutzzöllnerischen Tarif fertig, der am 1. Januar 1888 in Kraft trat und den Handelsverträgen, die Italien in dieser Zeit mit Österreich und der Schweiz abschloß, zu Grunde gelegt wurde. Mit Frankreich wurde kein neuer Vertrag geschlossen; vielmehr schlug das innige Freundschaftsbündnis, das beinahe zwei Jahrzehnte hindurch beide Staaten fast zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete verschmolzen hatte, in erbitterte Feindschaft um, da ja gleichzeitig auch in Frankreich der schutzzöllnerische Paroxysmus seinen Höhepunkt erreichte und zu unfreundlichen Maßregeln gegen Italien verleitete. Welche Rolle dabei außerdem der politische Stellungswechsel Italiens gespielt hat, ist hinlänglich bekannt. Italien, bemerkt Sombart, „ist in dem ungleichen Kampfe wenn nicht unterlegen, so [doch] auf das äußerste geschwächt [worden]. Es hat wohl ausdrücken wollen, daß seine Kräfte erschöpft seien, als es einseitig, ohne ein gleiches von Frankreich zu erlangen, durch Gesetz vom 25. Dezember 1889, also nach mehr denn anderthalbjährigem Kampfe, die Retorsionszölle gegen Frankreich aufhob, hoffend, damit den grausamen Nachbar zur Nachgiebigkeit gleichfalls zu bewegen. Zur Zeit ist der Generalzolltarif gegen Frankreich in Geltung; dadurch sind diejenigen Nationen, welche mit Italien nur Meistbegünstigungsverträge abgeschlossen haben, also namentlich England und Deutschland, wesentlich auf die Vergünstigungen angewiesen, die seitens (!) Italien Österreich und der Schweiz gewährt worden sind.“ Diesem Zustande haben, was Deutschland anbetrifft, die Handelsverträge dieses Jahres ein Ende gemacht.

(Schluß folgt)



## Zolas Kriegsroman La Débâcle



Das Wörterbuch der französischen Akademie giebt zu dem Worte débâcle folgende Erklärung: rupture, ordinairement subite, de la glace qui couvrait une rivière, et qui se partage alors en glaçons dont la descente est plus ou moins rapide. Il se dit, figurément et familièrement, de tout changement brusque et inattendu qui amène du désordre, de la confusion. Der Titel heißt also auf deutsch: Der Eisgang, und man muß gestehen, daß dieses Bild für einen französischen Roman, der den Krieg von 1870 und 1871 behandelt, außer-

ordentlich treffend gewählt ist. Denn für Zola bedeutet der deutsch-französische Krieg die Katastrophe in einem großen Sittendrama, die allgemeine Auflösung nach einer durch die unerwarteten und unfaßbaren Schläge hervorgerufenen Erstarrung, den gewaltsamen Zusammenbruch aller festen, geordneten Zustände in Frankreich. Die entfesselten Ströme schrankenloser Leidenschaften stürzen sofort nach den ersten unglücklichen Ereignissen in rasendem Wirbel über das Land, durchbrechen die Dämme und zertrümmern die Werke jahrelanger friedlicher Arbeit, aber auch eine ganze Welt des Flitterscheins mit einem Schlage: *le second Empire emporté dans la débâcle de ses vices et de ses fautes*. Die beste und kräftigste Übersetzung des Titels ist daher nicht der Zusammenbruch, wie man zu glauben scheint, sondern etwa die Sturmflut; will man aber das Familiäre, Volkstümliche, das in dem französischen Ausdruck liegt, im Deutschen annähernd wiedergeben, so müßte der Titel heißen: Der große Krach.

Zola ist in der Wahl seiner Büchertitel nicht immer glücklich gewesen; erst in seinen letzten Romanen scheint er sich den Gedanken des von ihm vielgelesenen Schopenhauer angeeignet zu haben, daß der Titel ein Monogramm des Inhalts sein müsse. Es ist für Schriftsteller eine sehr lehrreiche Erscheinung, daß Zolas Romane mit längerem, nichtsagendem Titel, selbst wenn sie zu seinen bessern Arbeiten gehören, eine kleinere Zahl von Auflagen aufzuweisen haben als die weniger guten mit einem kurzen, knappen, auffallenden Titel. *L'Assommoir*, *Nana*, *Germinal*, *La Terre*, *Le Rêve*, *L'Argent* haben alle bis jetzt einen Absatz von mehr als 75000 Exemplaren zu verzeichnen, bei *Nana* geht er sogar über die 150000! Das sind Erfolge, deren sich bis jetzt noch kein Schriftsteller bei Lebzeiten zu erfreuen gehabt hat. Die Gründe für die unerhörte Verbreitung aller Zolaschen Romane aber liegen weniger in Zolas schriftstellerischen Vorzügen, als vielmehr in dem durch die Halb- bildung überall künstlich erweckten Lesebedürfnis, das durch kein ästhetisches Urteil und litterarisches Verständnis in Schranken gehalten wird. Zugleich liegt in diesem unglaublichen Absatz der französischen Romane eine kultur- geschichtlich bemerkenswerte Thatsache; nämlich die, daß der Einfluß der französischen Sprache und Litteratur auf das geistige und sittliche Leben der gebildeten Völker wieder im Wachsen ist. Ganz besonders gilt das für Deutschland, denn kein Absatzgebiet ist dem französischen Verleger so wichtig und so sicher wie das deutsche. Zolas Romane sind bei uns selbst in den Leih- bibliotheken der kleinen Landstädte zu finden. Man wird aber von dem großen Absatz französischer Romane in Deutschland nicht behaupten können, daß er durch das Interesse an der französischen Sprache geschaffen worden sei, denn was den Durchschnittsleser an Zola fesselt, das ist doch lediglich seine beispiellose Gewandtheit, aufreizende geschlechtliche Vorgänge in immer neuen und überraschenden Verwicklungen darzustellen.

Wer nun mit solchen Lüftlingshoffnungen seinen neuen Roman La Débâcle in die Hand nimmt, wird bald enttäuscht sein. Denn Zola hat hier nicht die geringsten Zugeständnisse an den verdorbenen Geschmack seiner literarischen Gemeinde gemacht, selbst da nicht, wo alle Voraussetzungen zu den bekannten Drgien vorhanden zu sein schienen. Die paar Szenen, wo die leichtfertige, sinnliche Madame Gilberte Delaherche in Sedan Freund und Feind ihre Gunst schenkt, sind so leicht, fast romantisch gezeichnet, daß der Leser kaum merkt, Zola habe in diesem sittlich zerfressenen Frauencharakter das weibliche Geschlecht des zweiten Kaiserreichs geißeln wollen. Der ernste, düstre Hintergrund des ganzen Romans, die Zertrümmerung eines scheinbar festgefügteten Staatsbaues, die furchtbare Demütigung Frankreichs scheinen ihn so mächtig ergriffen und seine Phantasie so gewaltsam von den alten Motiven geschlechtlicher Aufregung abgezogen zu haben, daß er in La Débâcle jeder Schilderung dieser Art fast ängstlich aus dem Wege geht. Der kriegsgeschichtliche Stoff dringt mit überwältigender Macht und Fülle auf ihn ein, und so behält er kaum Platz genug, den Charakter seiner beiden Helden Sean Macquart und Maurice Devasseur klar und widerspruchlos zu entwickeln und unsre Teilnahme an dem Schicksal dieser Menschen bis zum Schluß wach zu halten.

Zola hat nie einen Krieg mitgemacht, ist nie Soldat gewesen und stand mit seinen frühern Studien und Arbeiten der Kriegsgeschichte ganz fern. So ist er denn an den Stoff des vorliegenden Romans mit derselben kühlen Unbefangtheit getreten, die wir schon früher bei der Besprechung seines Romans La Terre an ihm haben kennen lernen. Er hat sich in seinen kritischen Schriften einmal über seine Arbeitsweise ausgesprochen, und die müssen wir kennen, um zu verstehen, wie es ihm auch hier gelungen ist, trotz seiner mangelhaften Bildung in militärischen Dingen einen lesbaren Roman fertig zu bringen. „Einer unsrer Romanschriftsteller — sagt er — will z. B. einen Roman über die Theaterwelt schreiben. Von dieser allgemeinen Idee geht er aus, ohne eine bestimmte Thatsache oder eine Persönlichkeit vor Augen zu haben. Dann ist es seine erste Sorge, über alles, was er von der zu beschreibenden Welt erfahren kann, Notizen zu sammeln. Er hat diesen oder jenen Schauspieler kennen lernen und ist bei dieser oder jener Aufführung zugegen gewesen. Das sind schon »Dokumente,« und zwar die besten, wenn sie allmählich in ihm reif werden. Dann beginnt er den eigentlichen Feldzug; er unterhält sich mit Personen, die am besten über den Stoffe Bescheid wissen, er stellt die Schlagwörter zusammen, die Geschichten, die Porträts. Aber das ist noch nicht alles: er geht auch zu den geschriebnen Dokumenten und liest alles, was ihm irgendwie von Nutzen sein könnte. Endlich besucht er die Orte, lebt einige Tage in einem Theater, um die entlegensten Winkel kennen zu lernen, verbringt seine Abende in der Loge einer Schauspielerin und umgiebt sich so viel wie möglich mit der ganzen charakteristischen Luft.

Sind diese Dokumente erst vollständig da, so macht sich sein Roman ganz von selbst. Der Schriftsteller hat die Thatsachen nur logisch zu ordnen. Aus dem gesammelten Stoff entwickelt sich allmählich die ganze Handlung, die Fabel, die notwendig ist, um die einzelnen Kapitel des Romans aufzubauen. Das Interesse liegt nicht mehr in der Seltsamkeit und Fremdartigkeit der Fabel; im Gegenteil, je alltäglicher und allgemeiner sie ist, desto mehr wird sie typisch. Wirkliche Menschen in einer wirklichen Umgebung (milieu) in Bewegung setzen, dem Leser ein herausgetrenntes Stück des menschlichen Lebens geben, das ist das Wesen des naturalistischen Romans.“

Man merkt es dem neuesten Roman Zolas sehr bald an, daß er nach diesem Rezept gearbeitet worden ist; der Notizenkram guckt aus jeder Seite heraus. Vor allem hat Zola seine Urkunden bei gemeinen Soldaten gesammelt, die den Krieg mitgemacht haben. Das sind aber nur wenig zuverlässige Quellen, denn der im Feuer stehende Füsilier hat von der Entwicklung einer Schlacht nicht die geringste Ahnung. Aber was Zola *l'air ambiant* nennt, das läßt sich allerdings aus dem Verkehr mit dem Soldaten gewinnen: die militärischen Bezeichnungen, die Kommandos, die Schlagwörter, die Redensarten, die Flüche, die großen und kleinen Dienstverrichtungen, das Bivakleben, die Sorgen, Strapazen und Bedürfnisse. Daher kommt es auch, daß in diesem Roman das Essen und das Hungern eine so große Rolle spielen, denn wo die Leute einmal tüchtig gehungert haben, das vergessen sie Zeit Lebens nicht. Hatte Zola in den frühern Romanen den Geschlechtstrieb gleichsam als Leitmotiv für seine Geschichten benutzt, so nimmt er hier den Hunger dazu. Die französischen Soldaten hungern in dem Roman fortwährend. Bald werden sie durch den unerwartet eiligen Ausbruch des Lagers am Abkochen gehindert, bald sind die Proviantwagen abhanden gekommen, bald haben die Leute, um sich den Marsch zu erleichtern, ihren Mundvorrat weggeworfen und finden dann in den Quartieren nichts oder können von den geizigen Bauern nichts erlangen. So hat Zola zu den Umständen, die eine fortwährende Niederlage bei seinen Landsleuten herbeiführten, sehr geschickt einen neuen aufgedeckt, der in der Verpflegung und in dem Verhalten der französischen Truppen selbst lag, und mit dem er doch die Eitelkeit der Franzosen nicht verletz, denn eine hungernde Truppe, das ist doch klar, ist schon halb geschlagen.

Sein ganzer Kriegsroman ist die Geschichte einer Korporalschaft, und zwar der Korporalschaft, die der Reserveunteroffizier Jean Macquart während des Krieges unter seiner Führung hat. Die Soldaten dieser Zeltgenossenschaft sollen gleichsam die Typen des ganzen französischen Heeres bilden. Ihre geistigen und moralischen Eigenschaften, ihre Ideen und Gesinnungen sollen das Wesen und den Charakter wieder spiegeln, die in den Truppen des zweiten Kaiserreichs herrschten. Den Korporal Jean Macquart kennen wir schon aus *La Terre*. Gleich im Anfange dieses Bauernromans haben wir ihn in jener

seltsamen Hoffzue zwischen einer Kuh und einem Bullen gesehen, die unsern naturalistischen Malern den Stoff für ein prächtiges Seitenstück zu Botters bekanntem Gemälde *La vache qui pisse* bieten könnte. Nun hat der junge Bauer seine Frau verloren, seine Familienverhältnisse sind unerquicklich, seine Landwirtschaft ist heruntergekommen. Und so begrüßt er denn den Ausbruch des Krieges wie eine Befreiung aus unerträglichen Zuständen. Er tritt in sein altes Infanterieregiment, worin er den italienischen Feldzug mitgemacht hat, und erhält, obgleich er kaum lesen und schreiben kann, sofort eine Korporalschaft.

Seine Untergebenen sind nach Bildung und Charakter so verschieden wie möglich. Der Füßilier Chouteau, ein Pariser Stubenmaler, ist gleichsam der zersetzende Geist in der kleinen Abteilung. Er ist Revolutionär vom reinsten Wasser, verdreht durch seine hochklingenden Phrasen und Schlagwörter den Kameraden den Kopf und untergräbt die ganze Disziplin. Er ist der echte großmäulige Franzose, ohne Achtung vor Autorität, ein eingebildeter, rücksichtsloser und dabei feiger Bursche. Das Gegenteil von diesem Pariser *blagueur* ist der Bauer Pache aus der Picardie, ein einfältiger, bescheidener und frommer Mensch, der im Lager jeden Tag sein Morgen- und Abendgebet spricht und an keinem Kreuze vorbeigeht, ohne sein Sprüchlein zu murmeln. Er erträgt die Mühseligkeiten des Feldzugs ohne zu murren, wie ein Märtyrer; er ist in den Krieg gezogen nicht aus Begeisterung für seinen Kaiser oder für sein Vaterland, sondern weil es die Gendarmen in seinem Dorfe so haben wollten. Il était le souffre-douleur de l'escouade. Neben ihm steht der rohe Bauernknecht Lapouille, ein fauler, beschränkter und gefräßiger Mensch, der fern von aller Kultur in den Sümpfen der Sologne aufgewachsen ist, und der von der Geschichte seines Landes so wenig weiß, daß er bei seiner Ankunft im Regiment fragt, ob er den Roi sehn könnte. Die Kameraden machen den vierährigen Kerl zum Päckesel der Korporalschaft; siebürden ihm alles auf und reden ihm ein, daß es eine Ehre sei, die Gebrauchsgegenstände der Abteilung, den Kessel, den Spaten u. s. w. zu tragen. Der lustige Schwerenöter in der Gruppe ist der Pariser Koch Loubet; mit seinen Cancanliedern ergötzt er die Kameraden, und durch faule Witze sucht er ihre Niedergeschlagenheit wieder zu heben. Endlich gehört zu dieser geistig ziemlich tief stehenden Gesellschaft noch der Kamerad Maurice Levasseur. Er ist Advokat in Paris, hat sein Leben nach den Gewohnheiten der *jeunesse dorée* genossen und ist durch einen gewissen Ekel an der Menschheit und besonders an den Weibern zum freiwilligen Eintritt ins Heer getrieben worden. Das leicht erregbare Blut, die Erinnerung an die französische *gloire*, das betäubende Geschrei einer siegestrunkenen Menge auf den Boulevards, die einen militärischen Spaziergang nach Berlin zu unternehmen meinte, waren dazu gekommen, in ihm die Begeisterung für den Krieg wachzurufen. Die Abkühlung war bald genug eingetreten. Die muffige Luft in

der Kaserne, die rohen, ihm widerwärtigen Kameraden, sein Vorgesetzter, der ungebildete Bauernknecht Jean Macquart, die Entbehrungen und Strapazen auf den Märschen passen dem verwöhnten und verweichlichten Lebemann nicht. Und so trägt er sein selbstgewähltes Schicksal düster und schweigend.

Von den französischen Offizieren werden uns zwei Typen vorgeführt. In Leutnant Rochas finden wir den altgedienten Kommissoffizier, l'officier de fortune, der sich durch bloßes Draufgehn vom Gemeinen zu seinem Range emporgeschwungen hat. In Algier, bei Sebastopol und bei Solferino hat er siegreich gefochten, überall sind die Feinde geschlagen worden, und so zweifelt er keinen Augenblick, daß auch die Deutschen Prügel bekommen werden. Mit einem Fußtritt will er sie heim schicken. Zola nennt ihn den Don Quichote der alten französischen gloire, le troupiier qui a conquis le monde entre sa belle et une bouteille de bon vin. . . . Avec lui finissait une légende. Einen Gegensatz dazu bildet der feinerzogene Hauptmann Beaudoin, der Stutzer von Saint-Cyr, der als Offizier von der Kriegsschule gekommen ist, sich aber das Vertrauen und die Neigung seiner Leute nicht zu erwerben versteht; sie nennen ihn un pête-sec. Um so mehr Glück hat er aber bei den Frauen. Als Beispiel eines völlig unfähigen Truppenführers stellt Zola den Brigadegeneral Bourgain-Desfeuilles hin. Seine kränkende Stimme ist überall zu hören, besonders dann, wenn dieser Lebemann seine Bequemlichkeiten vermißt, nicht gut und im Überfluß zu essen hat und sich in der Gegend nicht zurechtfinden kann, weil er keine einzige Karte von Frankreich, sondern nur die von Deutschland besitzt.

Den würdigen Abschluß dieser militärischen Charakterzeichnungen bildet der Kaiser Napoleon selbst. Er ist kein richtiger Soldat, er ist ein Träumer, dem es im entscheidenden Augenblick an der nötigen Willenskraft fehlt; er steht schweigend, machtlos, wie gelähmt da vor all den unerwarteten Schlägen. Er ist überdies ein kranker Mann, der in den Krieg zieht, ohne eine Ahnung von seinen Strapazen zu haben; er kann nicht essen, nicht trinken (wieder das Magenmotiv!): un gravier dans la chair d'un homme et les empires s'écroulent. Die Soldaten schimpfen auf ihn und nennen ihn Badinguet — so hieß der Maurer, in dessen Kleidung Napoleon als Prinz aus der Festung geflohen war. Und wenn vor den Truppen der Weg versperret ist, und der Marsch stockt, so rufen sie sich zu: C'est ce cochon d'empereur qui est là-bas, en travers de la route, avec ses bagages, pour nous arrêter. Und dann fahren sie fort: dieser erbärmliche Kaiser, dieser arme Teufel, der in seinem großen Reiche keinen Platz mehr hat, wird zwischen den Gepäckwagen der Armee wie ein unnützer Ballast mitgeschleppt. Welch ein Hohn! Hinter ihm zieht die ganze Pracht seines kaiserlichen Hauses, seine Leibwache, seine Staatswagen, seine Pferde, seine Köche, die Proviantwagen mit den herrlichen Silbergeräten und den unzähligen Weinflaschen kreuz und quer auf den Heerstraßen der Niederlage.

Eine eingehende Charakteristik der deutschen Soldaten und Offiziere hat Zola nicht versucht. Seine „Dokumente“ mögen ihn wohl dabei im Stich gelassen haben, obwohl er anscheinend die Übersetzungen deutscher Werke über den Krieg, vor allem das Buch von Busch: „Bismarck und seine Leute,“ studirt hat. Die Deutschen erscheinen gewöhnlich in weiter Entfernung und sind dann so groß „wie Bleisoldaten.“ Führt er sie dem Leser näher vor Augen, wie die Baiern in den Häuserkämpfen von Bazilles, so sind es natürlich gemeine, rohe, ungeschlachte Menschen, die weder Weib noch Kind schonen, den Wehrlosen niederstoßen und zur besondern Erquickung Seife fressen. Auch den König Wilhelm und seinen Generalstab zeigt er uns in großer Entfernung, von dem Dache eines Hauses in Sedan, während die Schlacht tobt, und das französische Heer allmählich von allen Seiten umzingelt wird. Alle erscheinen auf der Höhe de la Marfée so klein wie Kinderspielzeug, so hoch wie die Hälfte eines kleinen Fingers: „Der König von Preußen stand in seiner dunkeln Uniform immer aufrecht da vor den andern Offizieren, die sich zum Teil auf dem Rasen gelagert hatten, und deren Goldstickereien eigentümlich funkelten. Da waren fremde Offiziere, Adjutanten, Generäle, Hofmarschälle, Prinzen, alle mit Ferngläsern versehen; vom frühen Morgen an verfolgten sie den Todeskampf des französischen Heeres, wie bei einem Schauspiel. Und das furchtbare Drama sollte bald zu Ende sein. König Wilhelm hatte soeben die Vereinigung seiner Truppen erfahren. Die Lage war folgende: die dritte Armee unter dem Befehl seines Sohnes, des Kronprinzen von Preußen, die über Saint-Menges und Fleigneux vorgerückt war, besetzte die Hochfläche beiilly, während die vierte Armee, die der Kronprinz von Sachsen befehligte, über Daigny und Givonne vordrang und den Wald von Garenne seitwärts liegen ließ. Das erste und das fünfte Korps reichten so dem zwölften und der Garde die Hand. Die gewaltige Anstrengung, den Kreis zu durchbrechen in dem Augenblick, wo er sich schloß, der ruhmvolle, aber nutzlose Angriff der Division Margueritte hatte dem Könige von Preußen einen Ausruf der Bewunderung entrisen: O, die braven Leute! Jetzt war die mathematisch berechnete, unbarmherzige Umschließung fertig. Die Klammern der Zange hatten sich zusammengethan. Mit einem Blick konnte er die ungeheure Kette von Menschen und Kanonen durchfliegen, die das besiegte Heer zusammenpreßte. Im Norden wurde der Druck immer mächtiger und schob die Flüchtlinge nach Sedan hinein, unter dem furchtbaren Feuer der Batterien, die den Horizont wie eine ununterbrochne Linie begrenzten... König Wilhelm ließ ermüdet das Fernglas einen Augenblick sinken und verfolgte die Vorgänge mit bloßem Auge. Die Sonne sandte ihre schrägen Strahlen über den Wald und sank immer tiefer an dem klaren, wolkenlosen Himmel. Die ganze weite Landschaft leuchtete wie vergoldet; die Luft war so durchsichtig, daß selbst die kleinsten Gegenstände in auffallender Klarheit erschienen. Er sah die Häuser von

Sedan, die Wälle, die Festung, das ganze verwickelte System der Festungsanlagen. Und rund herum alle die Dörfer, über das Land zerstreut, und sauber und frisch wie aus einem Spielzeugkasten. . . Die Maas erschien unter dieser Beleuchtung in ihren langgestreckten Windungen wie ein goldner Strom. Und das entsetzliche, blutgetränkte Schlachtfeld glich bei diesem Sonnenuntergang, von der Höhe gesehen, einem kunstvollen Gemälde: tote Reiter, zerrißne Pferde bedeckten die Hochfläche von Floing wie helle Stellen; rechts nach Civonne zu fesselten die letzten Bewegungen des Rückzugs das Auge des Zuschauers durch den Wirrwarr laufender, sich überstürzender kleiner schwarzer Gestalten. Links auf der Halbinsel von Igé stand eine bairische Batterie; sie sah mit ihren Kanonen, die so dick wie Zündhölzchen erschienen, wie ein gut aufgezognes Spielwerk aus, so regelmäßig arbeitete sie. Das war der hoffnungslose, niederschmetternde Sieg, und der König empfand keine Gewissensbisse vor diesen Leichen, vor diesen Tausenden zusammengedrückter Menschen, vor diesem weitausgedehnten Grunde, worin die unempfindliche Natur an diesem Schlusse eines sonnigen Tages schön blieb trotz der Feuersbrunst in Bazailles, trotz des Blutbades bei Illy, trotz der Todesangst in Sedan.“

Von Moltke hören wir weiter nichts, als was man bei seinem Tode in allen französischen Zeitungen zu lesen bekam, nämlich daß er kein großer Feldherr, sondern ein geschickter Rechenmeister gewesen sei, der nur durch die Überlegenheit der Masse den Widerstand niederzuwerfen vermocht habe. Un terrible homme, ce général de Moltke, sec et dur, avec sa face glabre de chimiste mathématicien, qui gagnait les batailles du fond de son cabinet, à coups d'algèbre! Auch von Bismarck weiß Zola nicht viel mehr zu erzählen, als daß er bei der Begegnung mit Napoleon eine alte Mütze und große Schmierstiefel getragen habe und von einem air de dogue bon enfant sei. Der einzige deutsche Offizier, der als halbwegs gebildeter Mann auftritt, ist der Landwehrehauptmann von Gartlauben. Zola unterläßt aber nicht zu bemerken, daß dieser Offizier längere Zeit in Paris gelebt und sich dort bessere Sitten angeeignet habe. So gelingt es denn auch diesem Deutschen, die Liebe und die äußersten Gunstbezeugungen der koketten Madame Gilberte in Sedan ziemlich leicht zu gewinnen. Selbstverständlich spielt der preußische Spion in dem Roman eine große Rolle. Er heißt Goliath Steinberg, ist ein Mensch von riesiger Kraft und dummschlauem Wesen und hat als Bauernknecht in der Nähe von Beaumont gearbeitet. Als die Franzosen hier ihr Lager aufschlugen, führt er die Baiern hin und wird so der Urheber der furchtbaren Niederlage. Bei einem Stelldichein, das ihm die Magd Silvine auf dem Hofe des alten Bauern Fouchard gewährt, wird er von Franktireurs ergriffen, nach langem Widerstande gefesselt und geknebelt und schließlich nach einem lächerlichen Gerichtsverfahren, das die drei Franktireurs über ihn abhalten, wie ein Schwein ab-

geschlachtet, wobei die Magd, die ein Kind von ihm hat, treulich Hilfe leistet. Diese Szene gehört zu dem Widerwärtigsten, was Zola geschrieben hat.

Durch alle diese Episoden und Wandelbilder des Krieges, die bald auf geschichtlicher Wahrheit beruhen, bald naturalistische Dichtungen sind, zieht sich die einfache Geschichte der beiden Hauptpersonen Jean Macquart und Maurice Levasseur. Das siebente Korps, zu dem ihr Regiment gehört, hat beim Beginn des Feldzugs den Befehl erhalten, bei Mülhausen Stellung zu nehmen und den Feind zu beobachten. In unglaublicher Verwirrung kommt das Korps dort an, unvollständig und ganz unzureichend ausgerüstet. Die zweite Division fehlt noch; man erwartet sie aus Italien. Und die zweite Kavalleriebrigade hat man in Lyon zurückgelassen, weil man dort einen Volksaufstand befürchtet. Drei Batterien haben sich auf dem Marsche verlaufen, niemand weiß, wohin. Die Magazine, die alle Kriegsausrüstungen stellen sollten, sind leer; nichts ist den Soldaten geliefert worden, weder Zelte noch Kochgeschirre, weder gute Waffen noch ausreichende Kleidung. Der ganze Train des Krieges fehlt. Erst im letzten Augenblick hat man bemerkt, daß dreißigtausend Reserveteile für die Gewehre fehlten. Ein Offizier wird deshalb sofort nach Paris geschickt, und diesem gelingt es denn auch nach langen Vorstellungen fünf-tausend zu erwischen; die übrigen Gewehre bleiben ohne Reserveteile. Man läßt die Regimenter unthätig im Elsaß liegen; die kostbarste Zeit verstreicht, während die Deutschen unaufhaltsam vordringen. Trotzdem steht es bei den französischen Soldaten ganz fest, daß die Deutschen geschlagen werden, und daß man bald den Marsch nach Berlin antreten werde.

Erst Lavasseurs Schwager, der Elsässer Weiß, der von Sedan nach Mülhausen geeilt ist, um Geschäftsangelegenheiten zu ordnen, bringt den Leuten eine andre Meinung von dem Zustande und den Leistungen der deutschen Truppen bei. Der bramarbasirende Leutnant Rochas fährt dazwischen und verbietet Weiß, im Lager solche Gespräche zu führen und die Leute zu entmutigen. Aber Weiß meint, die genaue Kenntniss der wirklichen Dinge könne jedem nur nützlich sein, und fährt fort zu erzählen von Preußens Erstarkung nach Sadowa, von der nationalen Bewegung in Deutschland, von der trefflich geleiteten, gut geschulten deutschen Armee, und damit vergleicht er die gefährlichen Zustände in Frankreich: das morsche Kaisertum, die durch leicht gewonnene Siege in Algier verwöhnte Armee, die mangelhafte Ausbildung der Führer, ihre Eitelkeit und Mißgunst und den franken, kriegsuntauglichen Kaiser. Rochas hat für alle diese Erwägungen kein Verständnis: „Österreich verhauen bei Castiglione, bei Marengo, bei Austerlitz, bei Wagram! Preußen verhauen bei Eylau, bei Jena, bei Lützen! Rußland verhauen bei Friedland, Smolensk und an der Moskwa! Spanien, England überall verhauen! Der ganze Erdkreis von oben nach unten, in die Länge und Breite verhauen! Und heute sollen wir verhauen werden! Warum? wie? hat sich denn die Welt so verändert?“

Aber bald dringen die Nachrichten von Mac Mahons Niederlage bei Fröschweiler und Troffards bei Spichern ins Lager. Die Soldaten des siebenten Korps treten den Rückzug nach Belfort an, überall auf dem fluchtartigen Marsche von den Bauern beschimpft und von alten Weibern als Feiglinge angeschrien. Jeans Korporalschaft schleicht mutlos dahin. Die Mannszucht wird immer lockrer. Die Leute werfen ihre Tornister weg, und schließlich fliegen auch die Gewehre über die Hecken am Wege. Hierbei geraten Jean und Maurice hart aneinander, und erst später, als der Korporal in väterlicher Weise für seinen Untergebenen, den verwöhnten Pariser Akademiker, sorgt, entsteht zwischen beiden eine durch gleiche Leiden und Entbehrungen immer fester werdende Freundschaft. Das Regiment wird in aller Eile verladen und auf der Bahn nach Reims geschafft. Von Reims geht es in Kreuz- und Querzügen durch die Laus- und Champagne nach Vouziers und nach Chêne. Endlich, nachdem die Füsiliers sechs Wochen scheinbar zwecklos im eignen Lande umher marschiert sind, sehen sie die deutschen Mänen; aber keiner kommt zu Schuß, und so schleppen sie denn ihre jungfräuliche Waffe, bis sie wie eingefeilt unter den Wällen von Sedan liegen und an ein Entkommen oder eine siegreiche Schlacht nicht mehr zu denken ist.

Damit schließt der erste Teil des Romans, die Exposition des gewaltigen Dramas, das Zola dem Leser vor Augen führen will. Der zweite Teil enthält die Katastrophe, den Zusammenbruch des „sentimentalen“ Kaisertums, die Vernichtung der französischen Armee und die Gefangennahme Napoleons.

Von drei Stellen aus läßt uns Zola die Entwicklung der Schlacht bei Sedan mitmachen, und überall versucht er, die uns bekannten Personen in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen. In Bazailles beteiligt sich Levasseurs Schwager, der Elsäßer und erbitterte Preußenfeind Weiß, an dem entsetzlichen Straßen- und Häuserkampf. Im Sommerüberzieher, mit dem Pincenez auf der Nase, das Gewehr eines gefallenen Franzosen in der Hand, so steht der kleine untergesetzte Mensch vor seinem Landhause und schießt unaufhörlich zwischen die Reihen der vorstürmenden Baiern. Er wird gefangen genommen, und während seine Frau Henriette aus Sedan herbeieilt, um den Tollkühnen aus Bazailles zu holen, wird er vor seinem Hause standrechtlich erschossen.

Die zweite Szene spielt sich auf der Hochfläche von Algérie ab, von wo man einen freien Blick auf das Dorf Floing, auf Saint-Menges und Fleigneux hat. Hier hat das hundertsechste Regiment Stellung genommen; Jeans Korporalschaft liegt in einem Kohlfelde und erwartet den heranrückenden Feind, der bei Floing vorgeht. Stundenlang bleiben die Soldaten mit dem Bauch auf der Erde hinter den Kohlköpfen liegen, und die Granaten sausen über ihnen hinweg, ohne Schaden anzurichten. Das erweckt ihren Galgenhumor, und der Witzbold Loubet giebt dem dummen Kameraden Lapouille den Rat, den Finger vor die Nase zu halten, damit die Granaten rechts oder links vorbeigehn.

Das thut auch Lapouille unter dem Gelächter der ganzen Korporalschaft. Aber ihre Lage wird gefährlich, als die Deutschen den das ganze Hochland beherrschenden Berg Le Hattoy besetzen und dort Artillerie aufpflanzen. Das Regiment hat ein mörderisches Granatenfeuer auszuhalten, ohne daß die Leute einen Feind sehn. Endlich erscheinen vor einem Wäldchen in einer Entfernung von vierhundert Metern die ersten Preußen; die französische Artillerie wirft sie sofort ins Dickicht zurück. Trotzdem schießt Zeans Korporalschaft wie wild in das Gehölz hinein, eine Patrone nach der andern, aus Freude und Aufregung, endlich nach sechs Wochen den Feind vor Augen zu haben. Das Regiment geht sprungweise vor, der Hauptmann Beaudoin erhält einen Granatensplitter ins Bein und bleibt liegen; die Verluste werden immer stärker, und trotz des heldenhaften Vorgehens des Obersten Vineuil weicht das Regiment und löst sich in allgemeine Flucht auf. Zeans Korporalschaft findet Deckung hinter einer Hecke und hinter Bäumen. Von hier sehen sie den kühnen, aber nutzlosen Kavallerieangriff der Division Margueritte, die den Ring der deutschen Truppen durchbrechen will. Jean wird verwundet, und Maurice trägt den Freund mit Ausbietung aller seiner Kräfte aus dem Feuer. Die einzige noch freie Rückzugslinie geht durch einen Wald, der sofort furchtbar von der feindlichen Artillerie beschossen wird. Zolas Schilderung dieser Episode ist anschaulich und lebendig: „Mit den ersten Schritten merkten alle, daß sie in eine wahre Hölle geraten waren. Aber sie konnten nicht mehr zurück, man mußte auf jeden Fall den Wald durchschreiten; es war ihre einzige Rückzugslinie, dieser Wald der Verzweigung und des Todes. Die Preußen hatten erkannt, daß sich die Truppen dort sammelten, und schleuderten einen Hagel von Gewehrkugeln und Granaten hinein. Der Wald war wie durch ein Sturmwetter gepeitscht. Die Geschosse zersplitterten die Bäume, rissen das Laubwerk herunter, und aus den geborstnen Stämmen klang es wie Ächzen und aus den zerrissnen, stürzenden Zweigen wie Todesseufzen. Es klang wie das verzweifelte Geschrei einer geknebelten Masse, wie das Wimmern tausender von Wesen, die an den Boden gefesselt waren und unter dem Geschosshagel nicht fliehen konnten. Nie hat es eine größere Todesangst gegeben als hier in diesem von allen Seiten beschossnen Walde.“ Jean und Maurice kommen glücklich durch den Schreckensort, sie werfen sich in den Park der Eremitage, der von einer Handvoll Franzosen gegen die anstürmenden Garden verteidigt wird. Die Sonne, ce cochon de soleil, geht endlich unter, und sie erreichen die Mauern von Sedan.

Der dritte Schauplatz, auf den uns Zola während der Schlacht führt, ist das Haus des Fabrikbesizers Delaherche in Sedan. Hier giebt seine Frau Gilberte ihrem frühern Geliebten, dem Hauptmann Beaudoin, ein Stelldichein, bevor er in die Schlacht zieht; hier erfahren wir aus den Gesprächen, was uns Zola noch über den Kaiser, über Mac Mahon und den General Wimpffen

mitzuteilen hat; hier in dem Fabrikgebäude wird auch ein Lazarett aufgeschlagen, wo der Stabsarzt Bourroche seines Amtes waltet. Daß sich Zola die Gelegenheit nicht entgehen läßt, hierbei alle seine anatomischen, chirurgischen und kriegshygienischen Notizen auszukramen, ist selbstverständlich. In endlosen Zügen werden die Verwundeten herbeigeschleppt. Die Lazarettgehilfen und Krankenträger haben Tag und Nacht zu schaffen, um alle Unglücklichen unterzubringen. Wir werden mit allen nur möglichen Verwundungen von den Füßen bis zum Kopf bekannt gemacht, alle chirurgischen Geräte und Werkzeuge werden uns vorgelegt und beschrieben: Messer, Zangen, Scheeren, Sonden; keine Handreichung und kein Schnitt bei der Amputation eines Armes oder Beines bleibt uns erspart: Il s'agissait de la désarticulation d'une épaule, d'après la méthode de Lisfranc, ce que les chirurgiens appelaient une jolie opération, quelque chose d'élégant et de prompt, en tout quarante secondes à peine. Déjà, on chloroformait le patient, pendant qu'un aide lui saisissait l'épaule à deux mains, les quatre doigts sous l'aisselle, le pouce en dessus. Alors Bourroche, armé du grand couteau long, après avoir crié: Asseyez-le! empoigna le deltoïde, transperça le bras, trancha le muscle; puis revenant en arrière, il détacha la jointure d'un seul coup; et le bras était tombé, abattu en trois mouvements.

Nach der Kapitulation werden die französischen Truppen entwaffnet und nach der Halbinsel von Sées gebracht. Hier findet sich Seans auseinander gesprengte Korporalschaft wieder zusammen. Es wird ein großes Lager für die Gefangenen aufgeschlagen, aber es können so wenig Mundvorräte herbeigeschafft werden, daß viele vor Hunger zu Grunde gehen. Manche springen aus Verzweiflung in die Fluten der Maas, um aus dem Camp de la Misère zu entfliehen, aber die deutschen Wachposten schießen die Schwimmenden nieder. Von den Kavalleriesignalen herbeigelockt, stürzen ganze Scharen reiterlose Pferde über die Halbinsel, rennen wie toll umher und verschwinden wieder am Horizont oder brechen ermattet zusammen. Solch ein völlig entkräftetes Pferd sehen Seans Leute vor ihrem Lagerplatz niederstürzen. Es ist streng verboten, die Tiere zu töten; aber alle sechs sind einig, ihren Hunger an diesem Pferde zu stillen. Die Nacht bricht herein, Lapouille ergreift einen großen Stein und schleicht sich an das ermattete Tier, um ihm den Schädel einzuschlagen. Wir wollen Zola selbst erzählen lassen, um noch ein Beispiel seiner Darstellung zu geben: „Bei dem ersten Hieb machte das Pferd eine Anstrengung, sich aufzurichten. Chouteau und Loubet hatten sich über seine Beine geworfen und versuchten es niederzuhalten, während sie die andern zur Hilfe herbeiriefen. Das Pferd schrie vor Angst und Schmerz mit einer fast menschlichen Stimme; es schlug um sich und würde die beiden wie Glas zerbrochen haben, wenn es vor Entkräftung nicht schon halbtot gewesen wäre. Aber den Kopf warf es hin und her und die Schläge trafen nicht mehr; Lapouille konnte es nicht tot kriegen. —

Schwerenot! hat der Rader harte Knochen! Haltet ihn doch fest, daß ich ihn kalt machen kann! — Jean und Maurice waren starr vor dieser Roheit und hörten nicht auf Chouteaus Rufen; sie blieben stehen und konnten es nicht über sich gewinnen, beizuspringen. Pache dagegen sank in einer religiösen Anwandlung auf die Kniee, faltete die Hände und begann Gebete zu stammeln, wie man das am Bette eines Sterbenden zu thun pflegt: Herr im Himmel, hab Erbarmen mit ihm! Noch einmal schlug Lapouille vorbei und riß dabei dem unglücklichen Pferde das eine Ohr herunter; mit lautem Schrei stürzte es nieder. Wart mal, wart mal! brummte Chouteau. Jetzt werden wirs kriegen. Laß nicht los, Loubet! Er hatte sein Messer aus der Tasche genommen, ein kleines Ding, dessen Klinge nicht länger als ein Finger war. Er warf sich auf den Körper des Tiers, packte seinen Hals und stieß die Klinge hinein. Dann wühlte er damit in dem lebenden Fleische herum, bis er es in Fetzen geschnitten und die Halsader gefunden und durchgerissen hatte. Das Blut sprang im Bogen heraus, dann floß es wie aus einem Wasserrohr, während das Pferd mit den Beinen zuckte und ein krampfhafter Schauer über seine Haut flog. Es dauerte fast fünf Minuten, bis es tot war. Seine großen, weit geöffneten Augen blickten wie in angstvoller Traurigkeit; sie waren fest auf die hungrigen Männer gerichtet, die auf das Ende warteten, dann wurden sie trübe und erloschen. Himmlischer Vater, stammelte Pache, der noch auf den Knien lag, steh ihm bei und nimm es auf in deine heilige Hut!“

Endlich sind die furchtbaren Tage in dem „Lager des Elends“ vorbei. Die Gefangnen werden in großen Trupps durch Sedan über Mouzon nach der deutschen Grenze gebracht. Unterwegs suchen verschiedene zu entweichen; manchen gelingt es auch, mancher, z. B. auch Loubet, bleibt unter dem Feuer der Verfolger. In der Nähe von Mouzon wird Halt gemacht. Jean und Maurice kaufen von einem Mädchen Bauernkleider, werfen die Uniform weg und entkommen. Nur Jean wird dabei verwundet und muß in Remilly Zuflucht bei Mauriciens Onkel, dem Bauern Fouchard, suchen.

Hier in Remilly und später in Paris spielt der dritte Teil des Romans. Fouchards Sohn Honoré hat als Artillerist die Schlacht bei Sedan mitgemacht und ist gefallen. Seine Verlobte, die Magd Silvine, die von dem preussischen Spion Goliath Steinberg vergewaltigt worden ist, eilt auf das Schlachtfeld, um ihren Geliebten unter den Toten aufzusuchen. Damit schafft sich Zola eine vortreffliche Gelegenheit, in epischer Lebendigkeit ein Bild von dem Schlachtfelde zu entwerfen. Die Schreckensbilder, die Silvine zu sehen bekommt, sind mit solcher Ausführlichkeit und so naturalistischer Genauigkeit gezeichnet, daß sie der Leser nicht sobald wieder los wird. Die Verwüstungen der Geschosse, das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden, der Anblick entstellter und zerrißner Soldaten, die Hyänen des Schlachtfeldes (von denen

Zola behauptet, es seien hauptsächlich Juden gewesen), alles erscheint vor uns, und man gewinnt den Eindruck, als habe Zola, wie Wereschagin mit seinen Tendenzgemälden, die entsetzlichen Bilder nur entworfen, um von dem Kriege abzuschrecken.

In dem alten Fouchard giebt uns Zola den Typus des engherzigen, selbstsüchtigen und geizigen Bauern, der mit der Doppelflinte in der Hand die hungernden Franzosen von seinem Hofe vertreibt, mit den Franktireurs in enger Verbindung steht und sich trotzdem die einträgliche Stelle eines Fleischlieferanten für das deutsche Heer zu verschaffen weiß. Dabei bringt er alles kranke Vieh, dessen er habhaft werden kann, an den Mann und rühmt sich, mit diesem Geschäft mehr Deutsche getötet zu haben, als manches Großmaul mit seinem Chassepot. Hier auf den Bauernhof bringt Maurice Levasseur seinen verwundeten Freund Jean Macquart. Und während dieser von Mauricens Schwester Henriette gepflegt wird, eilt der junge Advokat nach Paris, um noch einmal für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen. Nach dem Ende des unglücklichen Kriegs tritt er auf die Seite der Kommune und will dort sein Ideal von Freiheit und Gleichheit verwirklichen helfen. Bei einem Straßenkampf erhält er einen Bajonettstoß, er sieht dem Gegner ins Auge und erkennt seinen alten Kriegskameraden Jean Macquart. Der leichtlebige Akademiker und revolutionäre Schwärmer ist auf den Tod verwundet, verwundet von dem einst mißachteten, ungebildeten Bauernknecht.

„Ich bin, ruft er ihm zu, das faule Glied, das du abgehauen hast. Der gesunde Teil Frankreichs, der vernünftige und wichtige, das war der, der unsrer Erde am nächsten geblieben war; der mußte den Teil auszrotten, der durch die Zeit des Empire verdorben und durch Hirngespinnste und Üppigkeiten charakterlos geworden war. Das Blut mußte fließen, und zwar französisches, der Aderlaß war notwendig, notwendig der Opfertod Lebender inmitten eines reinigenden Feuers. Und der Berg Golgatha wurde erstiegen bis zur letzten Stufe des Todes; die Nation wurde gekreuzigt, sie sühnte ihr Vergehen und wurde von neuem geboren.

Mein alter Jean, du bist der unverdorben, der gesunde. Geh, geh! nimm die Hacke, nimm die Schaufel und bestelle den Acker und baue die Häuser wieder auf. . . . Und ich — du hast gut gethan, mich niederzustößen, ich war das böse Geschwür an deinen Gebeinen! — Er phantasirte noch weiter. Er wollte sich erheben und sich am Fenster aufstützen. —

Paris brennt, ruft er aus, nichts soll übrig bleiben. O dieses Feuer, das alles verschlingt, das alles heilt, ich habe es herbeigewünscht, ja, es besorgt das Geschäft gut. . . . Laßt mich hinunter, laßt mich das Werk der Menschlichkeit und der Freiheit vollenden.“

Diese letzten Szenen, der Kampf der Regierungstruppen mit der Kommune, die Feuersbrunst in Paris, der Tod des unglücklichen Maurice Le-

vasseur, die Szene zwischen dem biedern, treuen Jean Macquart und Mauricens Schwester Henriette sind mit rührenden und ergreifenden Zügen dargestellt. Von dem Bauern, von dem einfachen Menschen, der die Luft der reinen Natur atmet und frei bleibt von den zersetzenden Einflüssen der überfeinerten Gesellschaft, erwartet Zola das Heil, die Wiedergeburt des französischen Volkes.

Das ist ein gesunder Gedanke, den wir ihm hoch anrechnen, und den wir nach seinem Bauernroman *La Terre* nicht von ihm erwartet hätten. Es geht durch den ganzen Kriegsroman ein Zug bitterer Wehmut, die sich zuweilen zu weinerlicher Rührseligkeit steigert. Es werden viele Thränen vergossen oder hinuntergeschluckt. Der kranke Kaiser erscheint fast immer mit feucht verschleierten Augen, der Oberst Vincuil weint vor seinem Regiment, als er es zurückweichen sieht, die beiden Freunde Jean und Maurice fallen sich oft schluchzend in die Arme wie machtlos, wie gelähmt unter den Schlägen eines unabwendbaren Schicksals. Es sind zu viel leidende und zu wenig handelnde Menschen da. Sie erregen alle mehr das Mitleid als die Begeisterung. Aber das finden wir auch bei andern französischen Schriftstellern, die Episoden aus dem deutsch-französischen Krieg novellistisch behandelt haben, z. B. bei Daudet, Maupassant, Richopin u. a. Es scheint doch, als ob dieser Krieg für einen französischen Schriftsteller zu einer künstlerisch befriedigenden epischen Darstellung nicht geeignet sei. Möchte es einem deutschen Dichter einst gelingen, dem großen Gegenstande besser gerecht zu werden, als es Zola in *La Débâcle* gelungen ist.



## Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

### Fünftes Kapitel

Ein Erntetag und sein Abschluß



ie nächste Zeit verging mir sehr angenehm, innerlich in dem Hochgefühl meiner großen Erlebnisse, äußerlich in dem Nimbus, den die Tama um mich wob. Zwar spielte auch bei dem letztern die Einbildung wieder stark hinein. Ich kam aber nicht eher auf diesen Gedanken, als bis er mir eines Tages sehr nahegelegt wurde.

Die Ernte war in vollem Gange, die Weltgeschichte stand still, wenigstens in Hinterwinkel, die Politik schwieg. Die Leute wollten noch ebenso wenig